

# Sonntag vor dem Rosenmontag 2017 Rosen von Cy Twombly

## Vorspiel



Opportunismus im Wissenschaftsjournalismus?



Kirchner krübt Karnevals Kultur



Ein Innen, ein Außen, ein Licht – Architektur ...



... formen sind auch suggestiv, lieber Wächter!

Die Eingangshalle des Lenbach-Museums fesselt dich in ihrer Klarheit der Struktur, Kargheit ihres Schmucks und Kessheit in ihrer Verwirrung der gelebten Klarheit und Kargheit, indem du in ein Haus gehst, um vor einem Haus stehen zu können, dessen Licht aus einem Zapfen spritzt und dessen Fenster von jeder Seite, durch die du schaust, einen Ausblick und einen Einblick zugleich präsentiert. Nun denn, erst Murnau, dafür sind wir hier.

GUY MADDIN  
Winnipeg (Canada), 1956  
EVAN JOHNSON  
Winnipeg (Canada), 1983

DER JANUSKOPF, 2013/16

Buch / Screenplay: Evan Johnson, Guy Maddin, Robert Kotyk  
Kamera / Cinematography: Stéphanie Anne-Weber Biron  
Ausstattung / Art direction: Galen Johnson  
Musik / Music: Galen Johnson  
Darsteller / Cast: Andreas Apergis (Dr. Warren/Lug-Lug), Sophie Desmarais (Jane Lanyon), Louis Negin (Dr. Lanyon), Arthur Holden (Auctioneer)  
13 Min.

Gedreht im / filmed at the Centre PHI in Montreal

Mit Dank an / with thanks to  
The National Film Board of Canada, Telefilm Canada, Centre PHI, Manitoba Film and Music, Phoebe Greenberg, Penny Mancuso,  
David Christensen, Alicia Smith

Untertitel / Subtitles: Birgit Leib (mimikri media), Christoph Wirsing (B.O.A. Videofilmkunst München)

## Planspiel

Indes bleibt unsichtbar der Januskopf des genialen Filmschaffenden: Friedrich Murnau.

Ich war mir so sicher gewesen, mit dem mir zur Gänze unbekanntem Film von dieser Ausstellung ein Kleinod und zugleich eine mich aufwühlende Sensation geerntet zu haben, dass ich in eine innere Erregung gestoßen jenes mit Blattgold belegte Raumschiff bestieg, in dem ich Augenblicke überwinde, die mir Menschen fremd machen. Sie könnten an der dünnen Haut meines Vehikels kratzen. Sie könnten in das Reich meiner Geheimnisse eindringen wollen, um den Edelstein zu bergen, der in meinem Schädel diese zauberhafte Welt einschließt, in der Vergangenes als Tiefkühlware lebt. Die Fremden könnten meinen neuronalen Fötus eines immer noch nicht ausgetragenen Ichs als den Bernstein sehen, der das Universum birgt als Konzentrat des Seins. Sie würden meinen Schädel öffnen und dann unter Tage in die graue Masse bohren, sprengen und mit Axt und Pickel graben, bis die Frucht meiner Gedankenarbeit eines Lebens frei vor ihnen läge: Kaiserschnitt. Möge das Gold sie blenden. Die Haut soll ihnen glänzend ihre Sinne wirr machen. Sie sollen mich mit Ignoranz verblendet gar nicht sehen. So reise ich mit Glück freilich und doch auch mit der Leistung, eine Tarnung meines Wesens teuer auszustatten, wenn ich einer Wesenhaftigkeit zu nahe komme, die nur in der innigsten Umarmung mit dem heiligen Du zwischen Bäumen eines Zauberwaldes aus Erkenntnis ausgehalten werden kann.

In meinem Raumschiff bin ich nur ganz schwierig zu erreichen. Die Schutzschilde sind ausgelegt, den Wiedereintritt in die menschliche Gemeinschaft auszuhalten. Das Gold ist für die Abwehr schmelzend hoher Hitze mit grinsender Arroganz legiert. Das kühlt die raffiniert duktilen Kacheln meines Schirms bei thermischen Angriffen. Erregung für den Trieb der Öffnung meiner Luken für die Flammen wird zu Schweißperlen der kondensierten Sympathie. Das Fremde tropft von meinem Blattgold ab, ohne den Schirm auch nur lokal zu Löchern aufzuschmelzen. Hier könnte ich nun von

den Filmen, die erhalten sind, mir einen aussuchen und mich vor einen Wiedergabeapparat platzieren. Das Andocken an einem der bereitgestellten Schirme fordert, meinen Schirm zu öffnen, um den Kopfhörer mit seiner Kabelstrecke anzulegen. „Mogsd an Fuim schau?“

Sprache ist ein Modell der Welt. In jeder Frage steckt eine Momentaufnahme. Wie der, der fragt, den Ausschnitt aus dem Universum interpretiert, das er mit dir zugleich anschaut. Die Frage will eine Verbindung herstellen zwischen der Analyse des Geschehens nach dem Werkzeugkoffer deines Hirns und dem, wie er, der diese Frage stellt, sich dieses gleiche Bild erklärt. Die Aufmerksamkeit eines emotional reifen Analytikers für Bedürfnisse des ihm zu großen Teilen Fremden drückt durch den Umweg der gewichteten Zusammenfassung eine Lust aus: „Ich würde mir jetzt gerne den Film anschauen, der mich in meiner Kindheit sehr massiv geprägt hat. Du auch?“ Oder sogar, statt 'du auch?' eher: „Wenn es dich nicht stört.“ Zu jeder Frage, ganz egal, wo, wann und wie sie zu dir kommt, kannst du den neuronalen Embryo deines Gehirns als Ultraschallbild präsentieren. Das machen Quasseltaschen oft und gerne. Du kannst dich auch einschränkend zu Aspekten äußern, die dir wichtig scheinen. Oder du stellst in Frage, dass es Wichtiges im Universum überhaupt gibt.

„Wenn sie den Januskopf hier zeigten, sähe ich ihn allzu gerne. Ich gehe davon aus, dass dieses Ambiente ungeeignet ist, quer einsteigend sich in die fremde Vorgabe zu klinken. Eine Vorgabe, die ganz gewiss nur etwas zeigt, das auch am Markt der DVDs erhältlich ist. Es ist kein Kino und es ist noch weniger privat. Es sieht wie einen Fernseher anglotzen aus, was diese Leute auf den Würfelhockern tun. In loser Schüttung sind sie auf den Boden hingestreckt und machen ohne Nähe ihren Ritt in die Vereinzelung der einsamen Atome eines Edelgases im Gemisch mit reaktiven Molekülen. Ich kann mich hier nicht wohlig fühlen. Außer sie hätten den Januskopf anzubieten. Dem Januskopf gilt meine Sehnsucht derartiger Stärke, dass ich duldet, auch zur Korpuskel dieser Schüttung zu mutieren. Ich ziehe vor, den Rundgang zu vollenden, ohne hier anzudocken.“

Sprache modelliert die Welt. In jeder Antwort offenbarst du, was von ihr dich als Konturen anfällt. Damit zeigst du, was du alles nicht siehst und was du von dem, das du siehst, nicht verstehst. Und immerhin ist dieses Haus ein sehr nobles Museum. Da gehen Leute ein und aus mit Interesse und manchmal gar Sachverstand. Die wollen mit Recht ihre Ruhe haben, sich in die geistig versunkene Kontaktaufnahme mit dem Wesen des Vergangenen zu tauchen. Sie wollen Spuren ihrer Schwestern oder Brüder lesen, die sich nicht mehr opportun verändern können. Museum heißt: Stille vom Jetzt. Museum heißt, den Saurier zu streicheln, der nicht beißt. Aus dem Huf des Mammuts Pflanzenreste zu kratzen, die Reißer eines Säbelzähntigers zu putzen und zu erkennen, wenn sie dir nur eines Haushuhns Knöchelchen vom Wienerwald an die Wand klatschen, so dass du denkst, sie wären deiner Blicke würdig. Aber du weißt freilich um diesen Aufwand, der von hochgebildeten Archäologen auf dem Terrain der Artemis getrieben wird. Du siehst die Anstrengung der Präsentation großer Schätze. Wenn du die Schätze nicht erkennst: bist du dann dumm? Da stehen so unglaublich viele Menschen herum, deren Uniformen sprechen: hier verdiene ich mein Brot, die Miete und den Spirit. Ich komme täglich her, bevor wir öffnen. Dann stehe ich acht Stunden lang in einem Raum mit Kunst und starre diese Leute an, die Geld dafür bezahlen. Nur dafür zahlen sie den Eintrittspreis, dass sie hier schauen dürfen, was die geistigen Raubtiere der Erneuerung unserer Sozialisation einst trieben, um die Krankheiten gesellschaftlicher Hybris zu kurieren. Selbst in die Nische der Isolation im Elitären, l'art pour l'art, pressen Jäger aller Zeiten aus den Legionen der geschickten Artemis die Beute: Kunst ist Bild des Seins. Kunst ist ein Modell dessen, was schön ist und was schön sein sollte. Kunst sind nicht die Hühnerknochen der Frau Witwe Bolte, sondern was der fiese Müller aus den Buben macht, zu zeigen, das ist Kunst. Zu zeigen, dass die öffentliche Gunst nicht oft den Hoffnungsträger fördert, den die Leute wählten. Aber dass auch nicht ausgeschlossen ist, dass Qualität vergütet wird und sich ein Stück oder ein Lenbach Fürstenvillen bauen, deren Flügel gleich dem Engel aus dem Himmelreich in Paradiese weisen. Da stehen die Livrierten und sie wissen nichts,

außer wie nah du deiner Beute kommen darfst, ehe Alarm gegeben wird. Jeder Livrierte ist ein Wächter im Garten Eden und passt auf, dass du nichts anfässt. Der Trieb, die Welt der Helden kindlich mit der Haptik zu erleben, geht mit dem Anspruch, diese Schätze für die Ewigkeit zu konservieren, gar nicht auf. Man schaut nicht mit den Fingern, wir sind Menschen und der Mensch ist auf der Welt als Augentier. Manchmal als Ohrentier. Anfassen ist für das Intime reserviert. Die oft mit dunkler Haut bezogenen Wächter wurden gegen das Anfassen livriert. Frag einen oder eine der Livrierten nach dem Bild, das früher immer hier gehangen hatte, wo jetzt ganz ein anderes hängt, etwa eins von Macke, aber nicht das Bild, an dem du ein Exempel statuieren willst: sie wissen es nicht. Denn Deutschland ist ein Standort, an dem nur noch hoch Qualifizierte eine Chance haben, einen Job zu kriegen. Hoch qualifizierte Spezialisten, die das Wesen eines Gegenstands erfassen, die klassifizieren und die Welt in Kategorien einteilen können Dank ihrer Gelehrsamkeit, zu einem Haufen unterschiedlichster Relikte einer gestern oder meist noch früher schon verlebten Welt die passende Gemeinsamkeit zu finden und das Individuelle jeweils auf diesen gemeinsamen Nenner zu reduzieren, kriegen eine Uniform und stehen, wandern, schauen, warnen: zwanzig Zentimeter Abstand halten – mindestens. Das gilt auch für das Bild, das du suchst. Egal, wo es jetzt hängt, liegt oder sitzt: zwanzig Zentimeter, Punkt. Ich habe meine Antwort auf die Frage, ob ich einen Film anschauen möchte, ähnlich treffend reduziert und nicht zur Rede oben ausstaffiert, sondern nur „Nein!“ gesagt. Daheim habe ich festgestellt, dass ich den Januskopf schon mehrfach recherchiert hatte, weil mich das Thema brennend heizt und weil der Januskopf das fiebernde Genie des innovativ Kunstfilme erschaffenden Fred Murnau zeigt: „Alles in allem: Seltene Qualität und doch ein Publikumserfolg.“ So kritisierte einst vor beinahe hundert Jahren Fritz Podehl dieses sehr frühe und verschollene Werk Friedrich Murnaus in der Nummer 36 der Zeitschrift „Der Film“ vom 4. September 1920.

Hätte ich mich vorbereitet auf das Unternehmen Lenbachhaus in Murnau, wäre ich gewiss vor dem Bild mit den über zwanzig Titeln seiner Filme nicht beim Januskopf erstarrt, um im Kokon meiner Orion Platz zu nehmen und zwischen meiner verwirrenden Erregung der verkehrt gedeuteten Koinzidenz zu frönen. Ich hätte diesen Schub existenziell rührenden Aufruhrs nicht erfahren. Ich hätte den Januskopf als „bekannt“ in eine Schublade gesteckt, auf der „mindestens zwanzig Zentimeter“ steht. Ich hätte andere Sachen gesehen und ich hätte, was ich sah, anders angeschaut. Vielleicht und sogar sehr wahrscheinlich wäre ich viel gegenwärtiger gewesen. Weniger fremd. Vielleicht hätte ich einen Film angeschaut, weil es dabei nicht um ein Prinzip gegangen ist, sondern um ein Gefühl, das ein Ergebnis aller Daten meines Lebens ist, die sich zu einem Input neu zusammensetzen. Ich hätte nicht herausgefunden, wie es war. Ich würde nicht gern missen, wie es war. Denn es war Rausch, ein Rausch der stillen Art, mit einem Merkmal ausgestattet, das sich im Ozean der Dejavus und Flashbacks eine Insel aufschüttet, die nirgendwo verzeichnet ist und mir allein gehört. Wenn du auf dieser Insel strandest, gegen deren Küste Wogen der Begeisterung an branden, um dich fort zu spülen in den Strudel der Vergänglichkeit, wirst du zerfetzt. Deine Hybris intellektueller Arroganz wird im Nu sterbenstödtlich ausgesetzt, weil du spürst, wie wenig du bist und wie ärmlich deine Vorstellung von Autarkie im Raumschiff darbt. Du hast kein Schiff. Du deutest nur das Glitzern feuchter Sande vom Strand deines Eilands als den goldenen Schutzschild und lügst dir vor, die Insel sei das Schiff. Aber es rührt sich draußen nichts, außer dem Fremden, dessen Wellen deinen Anker aus der Erde spülen. Du drängst in eine Kammer, die Tabu birgt. Du schaust die Mädchen aus Tahiti an, die karg geschürzt in Paddelbooten einem Schiff entgegen schwimmen, es erklimmen und du spürst, das Schiff wird deine Insel nicht erlösen können. Wenn erst die Matrosen diese wilden Mädchen frech liebkosen, werden sie vergessen, dich zu suchen. Vergiss den Plan, die Heimreise auf einem Segelschiff zu buchen. Die Menschen haben anderes zu tun, als auf dich aufzupassen. Und sie schnipseln bunte Bilder geiler Weiber aus Tahitis Heute ins schwarzweiße Material aus Murnaus Nachlass. Ich will raus! Das ist der Preis für dieses Inseldasein. Du rettetest dich in die Isolation. Du erträgst nicht mehr, wie die fremden Menschen wogen. Du leidest eine sanfte Form

der Deprivation. Schwindel gehört dazu und Unruhe, der U-Boot-Koller packt dich und du findest nicht mehr in die Haptik einer Welt, in der du dich all der Gemeinsamkeiten freust, die dich als völlig unwichtiges Atom in das Netz der ewigen Unendlichkeit einspannen. Wo du integriert wärst. Wo dir nichts passieren kann. Wo dich die Welt aushält und du das All erträgst, weil es in ihm gibt, was du liebst.

**„Wir fangen am besten bei den Alten an, dann siehst du, wie das Licht auf einmal aufgeht!“**



## Freispiel

Die archimedische Helix der Orion schraubt sich aus himmlischer Isolation in den Raum hinter einem Spiegel, wo gewiss Alice jetzt spielt und keine Ängste hat vor ihren Blicken eines Kindes. Wenn aus dem Stegreif in den unwirtlichen Tiefen des Alls ein Begnadeter mit fremdem Gerät eine Komposition aus dem Ärmel schüttelt, bei der sich die Linien der Kontinente nach dem Zwanzig-Zentimeter-Gesetz aneinander schmiegen und im Gleichtakt zur Synkope der ersehnten Paarung biegen, wird aus einem Knipsen solch ein Wunder schicksalhafter Fügung. Es gab nur eine Skizze vorher, die dem Blick von Hans nicht standhielt. Es gab eine ganz kurze und nichts Schwieriges erzwingende Regieanweisung: näher an den Rahmen rechts, ja, stopp, so ist es gut. Es gab eine Sekunde, die er brauchte, seine Höhe über dem Meer auf die äquatoriale Breite fein zu kalibrieren und ich bilde mir das ganz gewiss nicht ein: Johann Brunner sieht die Ordnung des Gefüges einer Raumfüllung aus scheinbar nicht Zusammenpassendem mit meisterhafter Sicherheit. Er hat mein Wesen in das Lenbachhaus integriert, wo das Licht als zäher Tropfstein von der Decke fließt. Er schnapsschießt nebenbei, als ob er mich in Bronze gießt. Und zugleich macht er den Gegossenen frei, denn das Werk belegt nun, dass das Motiv zu dieser Welt hier jetzt dazugehört.

Durch dunkle Gründe aus dem neunzehnten Jahrhundert schraube ich mich unter spärlichen, aber prägnanten Hinweisen zu ersten Regungen, die Strenge abzulegen, ohne den Mut, auch an der Palette aus der Renaissance zu drehen. Über den Barock hin zu dem Zeitalter, in dem die Gründer ihre Industriekonzerne aus dem Überschuss an Menschenmaterial gebären konnten, blieb das Paradigma dunkler Gründe felsenfester Grundstock aller Bilder. Hell wurde auf Finsternis gepinselt und das Licht kam nicht aus einem Inneren, sondern war jeweils oben drauf gesetzt. Er lässt mich spüren, wie die sicher höchst bewährte Regel grandioser Kunst zum Korsett wird und wie sich um die Wende des Jahrhunderts freie Geister gar in Zwangsjacken geschnürt fühlen durch die verfluchte Heiligsprechung eines Status Quos. Er sagt es nicht, er spricht nicht viel, er zeigt und er hat zwanzig Zentimeter souverän in seine Darlegungen integriert. Hier sind die Pinselstriche schnell, siehst du? Fast schon, wie die Impressionisten. Achte auf die Palette, von der er sich noch nicht lösen kann. Wie er es sagt, regt sich in mir der Wunsch, den Maler aufzusuchen 1895 und zu fragen, ob er sich nicht trauen will ... ich baue eine menschliche Beziehung auf zu den Gespenstern, die damals, ehe sie verwesene Leichen waren, mit den Pinseln spielten.

Ich merke nicht, wie weit ich weg bin von der Strenge, die ihnen die Hände fesselte. Wie viel Mut dazu gehört haben muss, schon allein den schnellen Strich sich zu erlauben. Das Risiko, zerfetzt zu werden für die Schändung eines ernsthaften Gewerbes: Franz von Lenbachs Flügel an der Villa zeigen heute noch eindringlich, wofür Kapital bereit war, Stil und Ernst zu fördern. Und es war noch eine Zeit, in der Bruch mit der Tradition oft hart geahndet wurde, wo ein unsittlicher Autor leicht in einer Zelle landen konnte neben Mördern. Wo ein Schwuler ausgepeitscht, gedemütigt und völlig ruiniert wurde, wenn er sich öffentlich bekannte. Für jemanden, der liebt, braucht Öffentlichkeit keinen Anteil abzukriegen von dem Glück, das zwei verträgt. Der Unterschied zwischen bloß geil und innig wird durch Anteilnahme Dritter nur verwaschen. Die Ehe ist das Betteln um den Segen einer Masse, die dem Liebenden am Arsch vorbei geht. Aber wo die Ehe einem Kanon folgt, den Priester dir erklären, die sie selbst nie pflegen, wird leicht alles außerhalb der Ehe zum Verbrechen. Friedrich Murnau war schwul. Oscar Wilde hat dreißig Jahre vorher wegen dieser Neigung das Zuchthaus ereilt. Die beiden Männer wurden ungefähr gleich alt. Was kannst du dir in solchen Zeiten denn erlauben? Ich weiß es nicht, ich kenne nur den sanften Zwang von bösen Blicken, aber keine Peitsche. Mein Hunger war zeitlebens unecht, höchstens Appetit. Ich hätte – keine Ahnung – funktioniert?

Und dann werden die Bilder beinah schmerzhaft anders. So, dass der Spießler in mir einen Schock erfährt. Ja klar, der Spießler! Das ist eben der, der in mir wohnt und nirgendwo sonst. Ich kenne ja nun ein paar Leute, die sich auskennen mit Kunst. Die nichts mehr schockt. Die treffsicher erkennen, was ein Bild für einen Wert hat, künstlerisch. Komisch: ich kenne keine Spießler, aber weiß genau, wie einer ist, wenn er ein Spießler ist. Er lebt in mir und nirgendwo sonst auf der Welt. Die Räume mit den Bildern schillern plötzlich krachend bunt. Ich denke nach – es war nicht plötzlich, nein, es gab die Wandlung ... zögernde Experimente, wenn ein Frechdachs launisch alle Kurven aus geraden Strichen polygonal aneinander reihte, nur zu merken, wenn du Zwanzig-Zentimeter-Alarm zu riskieren dir erlaubst. Die Brille kann ich nicht ertragen, weil mir schwindlig wird mit ihr, wenn ich sie über längere Distanzen nutze. Ich denke nach. Da war ein Schimmern. In einem Raum vorhin begann die Farbe, hell zu werden. Der Grund wurde sehr licht und frech. Hier hat das angefangen? „Ohne die Franzosen wäre das nicht einfach so passiert, das ist schon klar. Sie haben dort gesehen, was man ausprobieren kann. Aber dann geht es sehr schnell. Sie machen alles neu, schau einmal rund herum! Das Licht geht auf!“

Und der Spießler schauet dumm in dem ganzen Raum herum: Franz Marc und Gabriele Müntig, Wassily Kandinsky, August Macke, Gustav Klee ... „Der ist ein fieseliger Perfektionist und ich weiß nicht, ob ich ihn als Typ mag. Aber schau dir diese fünf da in der Reihe an. Keines gleicht dem anderen. Jedes in einer anderen Technik. Jedes in einer anderen Palette. Jedes in anderer Strichführung. Jedes ein einzigartiges Unikat, als hätte er eine komplett neue Art Malerei erfunden. Aber er macht es schon beim nächsten Bild wieder ganz anders. Wieder völlig neu. Und jetzt das umwerfend Geheimnisvolle: sie sind ganz und gar einfach als leibhaftige Geschwister zu identifizieren, diese Bilder von Paul Klee. Egal, wie individuell verschieden sie sind: niemand anderes als Paul Klee kann sie gemacht haben, das ist sofort zu sehen. Am unteren Bildrand, schau, diese Linie – da schreibt er winzig klein was dran. Irre. Ein in Details verliebter Tüftler. Ich glaube, er war ziemlich schräg und kauzig. Magst du die Sachen von ihm?“

Durch all mein Unverständnis bahnt sich Fröhlichkeit den Weg und juchzt, dass sie es endlich wagten, nicht mehr dem Geschmack des Spießlers in mir drin zu dienen. Zu Paul Klee sage ich nicht viel, weil ich nicht berufen bin. Ich bin selbst schräg und kauzig und es scheint mir billig, zuzugeben, dass mir Bilder von Paul Klee schon immer gut gefallen haben. Aber ich kann mir keine Namen merken. Wenn ich Paul Klee höre, denke ich nicht an seine grafisch anmutenden Abstraktionen. Wenn ich vor einem Bild von Paul Klee stehe, weiß ich seinen Namen nicht. Dass sie sich trauten, trotz des Könnens und der Fertigkeiten ihr Talent zu nutzen, Kind zu sein. Auf sehr hohem Niveau der Technik keinen offenkundigen Nutzen der materiellen Art zu schlagen: mit diesen Bildern wird es nicht gelingen, ein Pendant zum Lenbachhaus zu schaffen, denke ich mir. „Sie haben eine Sammlung angelegt aus Gegenständen volkstümlicher Frömmigkeit. Du weißt schon: solche Jesu-Bildchen hinter Glas und ähnliche Darstellungen. Davon haben sie sich inspirieren lassen.“

Auf einmal gibt es manche von den fetzig hin Geklatschten, die mir richtig gut gefallen. Maximilian, das sind Originale! Das sind die echten Leinwände, auf die die echten Menschen echte Farben setzten in der Zeit, als Menschen sich so kleideten, wie Gabriele Münter auf dem Foto dort. Wassily Kandinsky mit gestärktem Kragen und Krawatte ... meine Fresse <I< ... seine Signatur ist ein Programm der Umstürze!

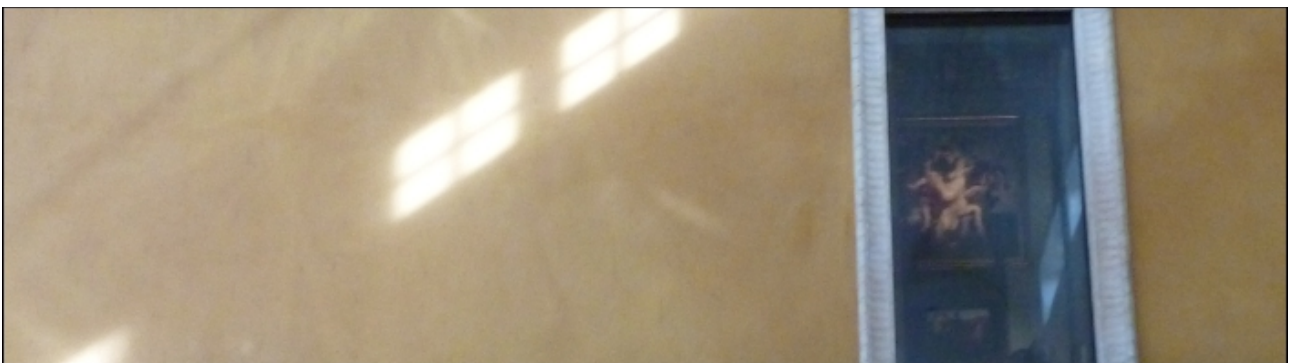
**1 zwischen dem Nichts und dem All**





Solche Werke volkstümlicher Frömmigkeit sammelten die Blauen Reiter als Inspirationsquellen

Cernunnos im Diagonalen-Schnittpunkt prunkt zwischen drei dominanten Bäumen unter einem Felsgebirge mit drei Gämsen, deren eine fällt mit einer Kugel durch den Mann mit dem Gewehr. Der andere von nur zwei Menschen auf dem Bild zielt dem Hirschgott auf dessen Herz. Die Welt ist nur zum Wohl der Jäger auf der Welt und Heisenberg muss Ketzler sein, dass er die Unbestimmtheit zum Gesetz einer Natur erklärt, die doch in Wirklichkeit des Höchsten Schöpfwerk ist statt dessen.



Warum ich nicht einmal im Brandhorst irgendwas von den Bildern des Cy Twombly geknipst habe, ist mir rätselhaft im Nachhinein. Aber ich mag ja Rätsel und sogar mag ich Rätsel so sehr, dass ich es bin, der sie selbst strickte und es tut dem Inhalt, der sie selbst entwickelt, gut.





Auge, Nase, Mund und das Gehirn drüber ist rund – ein Kopf.



Derselbe Kopf



Die Skizze

Was macht ein Blauer Reiter mit einem Stück billigen Kartons, das übrig ist und herum liegt, als sich ein Tänzer mit laszivem oder sinnlichem oder vielleicht verletzlichem Blick oder allem ...



[Alexander Sacharoff](#)



Dessen Porträt von Alexej Jawlensky